

## Kazuo Ishiguro: Was vom Tage übrig blieb

Der letzte Autor, den ich hier behandelt habe, war Joseph Conrad, ein Pole durch und durch, der zum großen englischen Romancier avancierte. Diesmal ist es ein Japaner, dem das gleiche Kunststück gelang, Kazuo Ishiguro. (Wir merken als Erstes, dass man heutzutage, anders als zu den Zeiten von Korzeniowski, einen fast unaussprechlichen Namen behalten kann, ohne dass das die literarische Karriere im anglophonen Raum behindert – postkoloniale Zeiten.) Während Conrads Sprache, so brillant sie war, für sensible englische Leser zeitlebens einen Hauch von Exotik aufwies, sagt man von Ishiguro, er schreibe „gegenwärtig das schönste Englisch“. Und während Conrad sich hütete, die Handlung eines Romans in England anzusiedeln, weil er fürchtete, seine mangelnde Kenntnis der englischen Gesellschaft trete dabei zutage, spielt das Buch Ishiguros, mit dem wir uns heute beschäftigen, nicht nur in England, sondern sogar im englischsten aller Milieus, dem der Herrenhäuser, der Lords und Butler. Nun kann man das damit erklären, dass der Japaner schon als Kind nach England gekommen und so zum waschechten Engländer geworden sei. So einfach allerdings verhält es sich nicht. Verfolgen wir aber zunächst seine Vita:

Ishiguro wurde 1954 in Japan geboren, in der Stadt Nagasaki, deren Name uns allen aus traurigem Grund geläufig ist. Als er fünf Jahre alt war, 1960, zog die Familie nach England, in die Mittelstadt Guildford südwestlich von London, weil der Vater einen Regierungsauftrag als Ozeanograph erhalten hatte. Man glaubte zuerst, man werde nach einem oder zwei Jahren nach Japan zurückkehren, sprach zu Hause japanisch und erzog die Kinder nach japanischen Vorstellungen. Der Aufenthalt verlängerte sich aber immer mehr, und schließlich blieb man auf Dauer. Kazuo besuchte die englische Schule, studierte danach Englisch und Philosophie in Canterbury (also in der Nähe), den Bachelor of Arts machte er 1978, danach Kreatives Schreiben in Norwich (auch im Süden), den Master of Arts erwarb er 1980. Er hatte sich zwischendurch schon Zeit genommen für Reisen und zum Schreiben – er verfasste Kurzgeschichten, die alle gedruckt wurden, und einen ersten Roman (deutscher Titel: „Damals in Nagasaki“), der seine „Masterarbeit“ darstellte und, schon bevor er ganz fertiggestellt war, zur Veröffentlichung angenommen wurde. Er war also schon bei Abschluss des Studiums ein etablierter Schriftsteller.

Auch sein zweiter Roman spielt (großenteils) in Japan. Das ist umso bemerkenswerter, als Ishiguro Japan ja gar nicht aus eigener (erwachsener) Anschauung kannte, es ist ein „imaginäres Japan“ - obwohl er eifrig die Welt bereiste, besuchte er sein Heimatland erst wieder im Jahre 1989. Im selben Jahr erschien der dritte Roman „The Remains of the Day“, der dann mit dem Herkunftsland nichts mehr zu tun hat. Angst, von „echten“ Engländern korrigiert zu werden (wie Conrad), hatte er nicht und brauchte sie schon deswegen nicht zu haben, weil der Roman in der Vergangenheit spielt: der „Vordergrund“ findet 1956 statt, was schon eine Weile her war, und im Wesentlichen geht es um Erinnerungen an die Zeit zwischen den Weltkriegen – die geschilderten Verhältnisse sind dem englischen Leser genauso wenig aus eigener Anschauung bekannt wie dem Autor, vielmehr nur aus der Literatur. (Anthony Hopkins, der Hauptdarsteller in der Verfilmung, musste sich Nachhilfestunden vom langjährigen Butler des Buckingham Palace geben lassen; der war eine Ni-

sche, wo dieses Milieu noch existierte.<sup>Anm.1)</sup> Dieses Buch ist bis heute sein bekanntestes und meistbesprochenes, es wurde mit dem Booker-Preis ausgezeichnet, der in England fast wichtiger genommen wird als der Nobelpreis.

Danach schrieb Ishiguro Vielfältiges: Romane sehr verschiedener Thematik, Erzählungen, Film-Drehbücher (er versuchte sich auch selbst als Produzent), Fernsehdramen, Meinungsartikel und sogar Songtexte für eine Jazz-Sängerin. Er erhielt zahlreiche Ehrungen, wurde 1995 zum Officer des Order of the British Empire (seit 1983 ist er britischer Staatsbürger) und bekam schließlich, wie wir alle wissen, im Jahre 2017 den Nobelpreis für Literatur, als „klassischer“ Literat nach der umstrittenen Wahl des Außenseiters Bob Dylan im Jahr zuvor (den Ishiguro übrigens sehr bewundert).

Jetzt noch einmal kurz zu der Frage, ob der früh nach England gelangte Ishiguro einfach ein englischer Autor mit komischem Namen ist. Er selbst hat sich dagegen verwahrt. „Ein großer Teil meiner Art, die Welt zu betrachten, meiner künstlerischen Herangehensweise ist japanisch, denn ich wurde erzogen von japanischen Eltern in japanischer Sprache ... habe die Welt immer mit den Augen meiner Eltern angesehen.“ „Ich denke anders, meine Perspektiven sind ein wenig anders als die meiner englischen Generationsgenossen.“ Ishiguro wehrt sich allerdings auch dagegen, zum Exoten gestempelt zu werden (wie etwa Rushdie, dessen Werke englisch verfasst sind, der aber immer der Inder geblieben ist); er definiert sich als internationaler Schriftsteller, der englisch schreibt, als Mensch mit „gemischttem Hintergrund“, wie es sie in Zukunft immer mehr geben wird.

Die Kritik hat natürlich versucht, den japanischen Anteil in Ishiguros Werken aufzufinden, im Stil, aber auch in der Grundstimmung: auch bei Ishiguro finde man das Grundgefühl „mono no aware“, eine Art Melancholie oder Weltschmerz. Nachprüfen kann ich diesen Zusammenhang mangels Kenntnissen in japanischer Literatur nicht; spätestens aber, wenn Ishiguros Stil mit dem breiten Pinselstrich des Malers Hokusai zusammengebracht wird, werde ich etwas misstrauisch. Für die Behandlung unseres Buchs wird dieser Aspekt über diese allgemeinen Bemerkungen hinaus keine Rolle spielen.

Der Held und zugleich der Erzählende in unserem Roman heißt Stevens. Den Vornamen erfahren wir nicht und müssen ihn auch nicht erfahren, denn als Butler wird er, anders als die niedere Dienerschaft, nur mit dem Nachnamen, als „Mr Stevens“, angeredet, von Herrschaften nur mit „Stevens“. Und Butler ist er, eigentlich nichts anderes als Butler, ohne Ferien, ohne freie Tage, sogar ohne Feierabend (er sagt jedenfalls, als er einmal von seiner Wirtschafterin in seinem Zimmer aufgesucht wird, ein Butler sei nie „off duty“, außer Dienst, jedenfalls in Gegenwart anderer). Auch seine Gedanken kreisen fast ständig um Fragen des Diensts, um abstrakte Probleme im Zusammenhang mit dem Butler-Sein und um Erinnerungen an die große Zeit seiner Butler-Existenz und des Butler-Wesens allgemein. Diese große Zeit ist nämlich, wie wir im Verlauf des Romans immer deutlicher erfahren, vorüber. Sein verehrter Arbeitgeber, Lord Darlington, dem er 35 Jahre lang gedient hat, ist vor drei Jahren, also 1953, gestorben (nachdem es vorher schon mit ihm bergab gegangen war), Darlington Hall, das große Herrenhaus in der Gegend von Oxford, ist von den Erben vor wenigen Monaten verkauft worden - an einen Amerikaner (ein englisches

Herrenhaus!), der natürlich kaum mehr die großen Gesellschaften veranstaltet, bei denen sich Butler und Dienerschaft bewähren konnten. Statt 28 Bediensteten wie einst gibt es im Hause nur noch drei weibliche Kräfte, die Stevens kommandiert – mindestens eine mehr bräuchte er allerdings dringend, aber es ist heutzutage schwer, geeignetes Personal zu bekommen. Dabei hat er es noch vergleichsweise gut, er trifft im Verlauf der Handlung auf ein Haus, wo nur noch ein einziger Angestellter als Butler-Diener-Chauffeur-Putzkraft amtiert und wo nicht nur ein paar Räume eingemietet sind, wie in Darlington Hall, sondern der größte Teil des Hauses. Der amerikanische Besitzer, Mr Farraday, ist ein netter Mensch, aber kein Lord; warum er das „große, alte, englische Haus“ gekauft hat, wird uns irgendwann klar: Eine amerikanische Bekannte, die ebenfalls ein solches Haus erworben hat, kommt zu Besuch und mäkelt an allem Möglichen als „unecht“, „nachgemacht“ herum – sie sieht diese würdigen Stätten als Antiquitäten, die man sich leisten kann, die aber dann schon echtes 17. Jahrhundert sein sollten; schließlich fragt sie Stevens nach Lord Darlington und er leugnet (aus Gründen, über die später zu reden ist), unter dem alten Herrn gedient zu haben. Das ärgert Farraday sehr: Er, der seinen Gästen beim Rundgang zu erklären pflegt, was die Lords und Ladies in diesem prachtvollen, getreu erhaltenen Raum gemacht haben, was in jenem, will natürlich auch einen richtigen Butler vorweisen, der noch selber einem richtigen Lord gedient hat. Das bedeutet, für ihn ist das Haus ein bewohntes Museum: „Dies ist ein echtes, großes, altes englisches Haus – dafür habe ich mein Geld hingelegt. Und Sie sind ein echter, altmodischer englischer Butler.“ Stevens ist also ein Teil des historischen Inventars, wie später jemand formuliert, dem Stevens sein Schicksal darlegt, ein überlebendes Exemplar einer weitgehend historischen Spezies.

Wie erwähnt, ist es Stevens selbst, der uns die Geschichte erzählt. Er führt nämlich eine Art Tagebuch über eine sechstage Reise im Juli 1956 – ein- oder zweimal am Tag setzt er sich hin und notiert, was er erlebt hat und was ihm durch den Kopf geht. (Der fünfte Tag bleibt ohne Aufschrieb – da muss er erst den vierten verdauen.) Das ist nicht ganz realistisch, denn er hätte schwerlich die Zeit, diese langen Texte so zwischendurch niederzuschreiben – aber so etwas gestehen wir ja der Literatur zu. Er spricht einen ungenannten Adressaten an, versucht ihn zu überzeugen oder sein Verständnis zu gewinnen; es muss jemand sein, der am Dienerwesen ähnlich interessiert ist wie er selbst – offensichtlich keine reale Person, sondern ein imaginerer Adressat, ähnlich wie die Kitty im Tagebuch von Anne Frank. Stevens Sprache ist (sofern er nicht Personen geringeren Niveaus zitiert, die er getroffen hat) die der Schicht, der er so lange gedient hat: sehr gepflegtes, bewusst geformtes Englisch, das von Zurückhaltung und Mäßigung geprägt ist. Er sagt nicht „meine Talente“, sondern „die Talente, die manche Leute mir zuzubilligen geneigt sind“, sagt auch im Dialog nicht „Das haben Sie falsch gemacht“, sondern: „Ein höchst verständlicher Irrtum, wenn Sie jedoch die Situation für einen Moment näher betrachten wollen, dürfte Ihnen die Unangemessenheit Ihres Verhaltens einsichtig werden.“ Diese Sprache ist Stevens nicht in die Wiege gelegt worden, sondern er hat sie sich, wie wir von ihm hören, bewusst und mühevoll beigebracht, um den Qualitätsanforderungen seiner Profession zu genügen.

Wie kommt es zu dieser Reise? Stevens findet ja eigentlich, dass er als Butler in einem bedeutenden Haus mit hochbedeutenden Gästen mehr von England gesehen hat als die meisten anderen Leute und das Herumfahren nicht nötig hat. Als ihm Mr Farraday, der für einige Monate in die USA fährt, einen kurzen Trip vorschlägt, will er zuerst gar nicht annehmen, aber er sieht ein: In letzter Zeit sind ihm einige kleine Fehler passiert (so klein sind sie wohl gar nicht, aber er redet sie klein), er ist schließlich nicht mehr der Jüngste (über sechzig ist er auf jeden Fall), und die eigentlich zu geringe Zahl der Mitarbeiterinnen führt dazu, dass er in seinem Perfektionsstreben sich laufend überfordert – kurz, er kann Erholung gebrauchen. Das scheint auch für Farraday der Grund zu sein, ihm einen solchen Vorschlag zu machen, er merkt wohl, dass der Perfektionist seinen eigenen Maßstäben nicht mehr gerecht wird; er stellt ihm sogar den großen Ford zur Verfügung und kommt für das Benzin auf. (Da Stevens abgelegte Kleidungsstücke von Lord Darlington und adligen Gästen besitzt – teilweise über zwanzig Jahre alt –, wird er unterwegs eine sehr gute Figur machen).

Der Hauptgrund dafür, dass Stevens den Vorschlag annimmt, ist aber ein anderer. Er hat nach langen Jahren wieder einen Brief von Miss Kenton, eigentlich jetzt Mrs Benn, bekommen. Diese war 1922, noch recht jung, als Wirtschafterin nach Darlington Hall gekommen, sie hatte also die weiblichen Domestiken unter sich, eine außerordentlich tüchtige, echt professionelle Kraft, die (an sich) bestens mit Stevens zusammenarbeitete, bis sie 1936 wegen Heirat ausschied und nach Cornwall zog. Dem Brief entnimmt Stevens nun, dass die Ehe zerbrochen ist (genau genommen steht nur darin, dass sie derzeit nicht bei ihrem Mann wohnt), und er hört aus den nostalgischen Erinnerungen an die Zeit in Darlington Hall den unausgesprochenen Wunsch heraus, dorthin zurückzukehren. (Beim späteren Wiederlesen erscheint ihm dieser Wunsch dann nicht mehr gar so deutlich.) Das elektrisiert ihn, denn – so schreibt er – sie wäre die perfekte Lösung für die derzeitigen Personalprobleme. Sie könnte er also in Cornwall aufsuchen, um ihre Rückkehr in die Wege zu leiten. Als er das mit Farraday besprechen will, beginnt der zu grinsen. (Der Amerikaner liebt überhaupt einen lockeren Ton, macht Späße, nimmt den anderen gern auf den Arm. Stevens ist diesen scherhaften Umgang ganz und gar nicht gewohnt; er versucht mitzuziehen, denkt sich einmal mühsam einen wirklich geistvollen Scherz aus, aber der ist dann so kompliziert, dass Farraday ihn nicht versteht.) Farraday grinst also und sagt: „Da schau an, Stevens, eine Freundin, und das in Ihrem Alter! Ich hätte Sie nie für einen solchen Frauenhelden gehalten.“ Stevens findet das gänzlich unmöglich bzw. amerikanisch, der Leser merkt aber deutlicher und deutlicher, obwohl Stevens es nie in Worte fasst, dass tatsächlich eine persönliche Anziehung, etwas irgendwie Erotisches hinter den vorgeblich rein dienstlichen Überlegungen steht. Das ist ein typischer Sachverhalt in dem Roman: Was eigentlich der Fall ist, erfährt man nicht durch die direkte Aussage des Tagebuchschreibers, sondern muss es heraushören.

Der äußere Ablauf des Trips ist nicht weiter ereignisreich; Stevens zuckelt geruhsam durch die englische Landschaft, die nichts Spektakuläres bietet und ihm gerade dadurch „groß“ erscheint. (Das passt natürlich zu seiner eigenen von Zurückhaltung bestimmten Verhaltens- und Redeweise). Seltsam ist nur, dass er einmal vergisst, Kühlwasser nachzu-

füllen, und einmal den Tank leer fährt – seltsam für einen Mann, zu dessen beruflichen Aufgaben es gehört, alle Vorräte rechtzeitig aufzufüllen. Er scheint nicht so recht im Lot zu sein. Als ihm das Benzin ausgeht, wird er nach langem Umherirren, todmüde und niedergeschlagen, in einem Privathaus aufgenommen; die Dörfler, die sich dort einfinden, halten den vornehm gekleideten, vornehm redenden Herrn für einen großen Gentleman, Stevens verpasst den rechten Moment, den Irrtum aufzuklären, und spielt die Rolle mit. Der Dorf- arzt allerdings, der dazustößt, redet ihn mit „alter Junge“ an, und am nächsten Morgen, als er ihn mit einer Kanne Benzin zu seinem stehen gebliebenen Ford bringt, zeigt er ihm gut- mütig, dass er ihn durchschaut hat. Das war das Aufregendste (und Peinlichste) auf der Reise.

Viel mehr Raum nehmen im Reisetagebuch Stevens' Reflexionen ein. Gleich am ersten Tag bringt ihn die „Größe“ der englischen Landschaft auf die Frage, was bei einem Butler wirkliche „Größe“ ausmacht – eine Frage aus den Zeiten, wo es sozusagen Stars unter den Butlern gab, die man im ganzen Land kannte, und wo Butler, die bei großen Gesellschaften zusammentrafen, nach dem Dienst nächtelang über ihre Profession diskutierten – das ist lange her. Natürlich reichen gute Sprache und Allgemeinwissen, die Beherrschung der Organisation und die motivierende Führung des Personals nicht aus (so stolz Stevens auf die „Zauberkunststücke“ ist, die er beherrscht). Nicht Kompetenz, die der Position entsprechende „Würde“ sei das eigentliche Kriterium, hieß es damals, und eine zweite Voraussetzung sei, dass man in einem großen Hause, bei urteilsfähigen Ladies und Gentlemen, diene. Aber was ist Würde?

Stevens ruft sich zunächst einige Anekdoten zu diesem Thema ins Gedächtnis. Eine spielt in Indien: Der Butler entdeckt, dass unter dem Esszimmertisch ein Tiger liegt. Er geht zu seinem Herrn, der im Drawing Room, im Salon, mit den Gästen Tee trinkt, hustelt, um sich bemerkbar zu machen, und flüstert: „Es tut mir sehr leid, Sir, aber im Esszimmer scheint sich ein Tiger aufzuhalten. Erlauben Sie wohl, dass die Kaliber 12 benutzt wird?“ Der Tiger wird diskret erschossen und das Dinner pünktlich serviert. Eine andere Geschichte handelt von Stevens' Vater, bei dem er gelernt hat und der ihm als Muster eines Butlers erschien. Bei dessen Herrn war einmal ein General zu Gast, von dessen Gunst für den Herrn viel abhing; der General aber hatte im Burenkrieg durch ein stümperhaftes Kommando den Tod des älteren Sohns von Stevens sen. verschuldet. Der Butler lehnte es ab, sich durch einen anderen Diener ersetzen zu lassen, und bediente den General so gut, dass er von ihm ein spezielles Lob bekam (und ein großes Trinkgeld, das er dann für einen wohltätigen Zweck spendete).

Was ist Würde für einen Butler also? Seine persönlichen Gefühle (Angst, Empörung ...) im Dienst völlig in den Hintergrund zu drängen und völlig affektfrei zu erscheinen. (Das können nach Stevens' Überzeugung nur englische Butler; kontinentale oder keltische, also Waliser oder Schotten, lassen sich provozieren und verlieren bei starken Emotionen die Kontrolle.) Stevens findet dafür ein merkwürdiges Bild: Würde hat mit der Fähigkeit des Butlers zu tun, das „professionelle Wesen“, das er „bewohnt“, nicht zu verlassen. Der Figur des Butlers ist also etwas wie eine Ritterrüstung oder ein Raumanzug; wer sich hineinbe- gibt, ist als Individuum nicht mehr wahrzunehmen – solange er drin bleibt.

Ist Stevens selbst ein „großer“ Butler, der „Würde“ erlangt hat? Diese selbst gestellte Frage beantwortet er mit dem Verweis auf die große Konferenz in Darlington Hall im März 1923, einen Wendepunkt seines Lebens. Lord Darlington hat (aus Gründen, über die noch zu reden sein wird) eine erhebliche Zahl von hochrangigen Besuchern aus verschiedenen Ländern für mehrere Tage eingeladen, und sie müssen unbedingt bei guter Stimmung gehalten werden. Das große Abschlussdinner ist an sich schon eine extreme Bewährungsprobe für Butler und Personal. Es kommen für Stevens zwei seltsame Zusatzbelastungen hinzu, die wie running gags immer wieder an ihn herantreten: Er soll dem Patenkind Darlingtons, einem jungen Mann, der kurz vor der Verehelichung steht, dringend sexuelle Aufklärung zuteil werden lassen, was immer wieder scheitert (der Jüngling ist eine Art Nerd), und er muss einem arroganten Gast aus Frankreich ständig seinen schmerzenden Fuß neu verbinden. Zu diesen geradezu humoristisch wirkenden Störungen des Ablaufs kontrastiert eine sehr ernsthafte, die mit Stevens' Vater zu tun hat. Der ist ein Jahr zuvor in Darlington Hall als Unter-Butler eingetreten – eine Position, die vor Jahren der junge Stevens bei ihm innehatte. Der Arbeitgeber des Vaters ist gestorben, und mit 71 Jahren bekommt er keine neue Butlerstelle mehr. Den neuen Dienst unter seinem Sohn versieht er mit zähem, unbeugsamem Ehrgeiz, aber einige Fehlleistungen zwingen zur Beschränkung seiner Funktionen. Er lässt z.B. ein volles Tablett fallen und darf ab da nur noch mit dem Servierwagen arbeiten. Ausgerechnet während der Konferenz trifft ihn ein Schlaganfall – er wird kniend vor seinem Wägelchen gefunden, sozusagen in den Sielen. Stevens hat natürlich kaum Zeit, den Kranken in seiner Dachkammer zu besuchen. Bei einer dieser wenigen Gelegenheiten findet folgendes Gespräch statt:

### **Text 1**

Mein Vater schlief, als ich eintrat. Aber das Zimmermädchen, dem Miss Kenton die Betreuung aufgetragen hatte, stand, als es mich sah, auf und rüttelte meinen Vater an der Schulter.

„Törichtes Mädchen!“ rief ich. „Was soll denn das?“

„Mr Stevens hat gesagt, ich solle ihn wecken, wenn Sie wieder kämen, Sir.“

„Lassen Sie ihn schlafen. Er ist erschöpft, deswegen ist er krank geworden.“

„Er hat gesagt, ich müsste, Sir“, sagte das Mädchen und rüttelte meinen Vater wieder an der Schulter.

Mein Vater öffnete die Augen, drehte seinen Kopf auf dem Kissen ein wenig und sah mich an.

„Ich hoffe, es geht Vater jetzt besser“, sagte ich.

Er starnte mich noch einen Augenblick an, dann fragte er:

„Alles läuft gut unten?“

„Die Sache ist an einem kritischen Punkt. Es ist kurz nach sechs, da kann sich Vater die momentane Atmosphäre in der Küche ja gut vorstellen.“

Ein ungeduldiger Ausdruck lief über das Gesicht meines Vaters. „Aber alles läuft gut?“ sagte er nochmals.

„Ja, ich denke doch, du kannst da beruhigt sein. Ich bin sehr froh, dass es Vater besser geht.“

Bedächtig zog er seine Arme unter der Bettdecke vor und starrte müde auf seine Handrücken. Das machte er eine ganze Zeitlang.

„Ich bin froh, dass es Vater so viel besser geht“, sagte ich schließlich nochmals. „Jetzt sollte ich aber möglichst zurück. Wie gesagt, die Sache ist an einem kritischen Punkt.“

Er schaute noch einen Moment auf seine Hände. Dann sagte er langsam: „Ich hoffe, ich war dir ein guter Vater.“

Ich lachte kurz und sagte: „Ich bin so froh, dass es dir jetzt besser geht.“

„Ich bin stolz auf dich. Ein guter Sohn. Ich hoffe, ich war dir ein guter Vater. Ich vermisse, ich war's nicht.“

„Leider sind wir gerade extrem beschäftigt, aber wir können morgen früh nochmals miteinander reden.“

Mein Vater schaute immer noch auf seine Hände, als würden sie ihn ein klein wenig ärgern.

„Ich bin so froh, dass es dir jetzt besser geht“, sagte ich nochmals und ging hinaus.

Der Vater, der zuvor völlig auf den Dienst fixiert war, ist auch jetzt noch Butler genug, um nach dem Ablauf unten zu fragen, aber er will im Angesicht des nahen Todes mehr. Er hat eigens gebeten, ihn zu wecken, wenn der Sohn nochmals kommt – sicher nicht wegen der Lage an der Dinnerfront, sondern weil er sich jetzt eine persönliche Aussprache wünscht. Bisher war ihm das (zumindest seit er auf Darlington Hall ist) völlig fremd, und mit dieser Fixierung auf das Professionelle hängt wohl auch die Einschätzung zusammen, er sei kein guter Vater gewesen. Stevens jun. aber verweigert sich vollständig; er redet formelhaft-distanziert (immerhin wir die Rede in dritter Person, die er auch vorher dem Vater gegenüber angewandt hat, teilweise durch das „du“ abgelöst), wehrt alles Persönliche ab durch seine scheinfreundliche (offensichtlich nicht zutreffende) Formel – die individuellen Gefühle sind hinter dem „Raumanzug“ des Butlers nicht zu erkennen.

Unten meistert Stevens den komplizierten Ablauf brillant (und erntet dafür große Anerkennung), zweimal allerdings wird er gefragt (von seinem Herrn und von dem Heiratskandidaten, also von vertrauten Personen), ob es ihm denn wirklich gut gehe, ob er etwa gar weine. (Wieder sind es andere Personen, von denen wir seine Befindlichkeit erfahren.) Er tut das lachend ab, wischt sein Gesicht ab und sagt, er sei eben etwas gestresst. Als ihn die

Nachricht erreicht, der Vater sei gestorben, erlaubt er Miss Kenton, die ihm das anbietet, statt seiner die Augen des Vaters zu schließen. „Ich weiß, mein Vater hätte gewünscht, dass ich jetzt hier weitermache.“ Den Arzt, der jetzt, zu spät, eintrifft, leitet er weiter zu dem fußkranken Franzosen, wofür er von diesem nachdrücklich gelobt wird. Im Sterbezimmer stellt er amüsiert fest, dass statt des „Todesgeruchs“ Bratengeruch den Raum erfüllt – die Köchin, die am Schluss bei der Betreuung mitgewirkt hat, hat ihre fettverschmierte Schürze an behalten.

Der Abschnitt über die Konferenz von 1923 (aus der hier natürlich nur ein bestimmter Aspekt referiert wurde) endet so:

**Text 2:**

Wenn man den Druck in Betracht zieht, der an diesem Abend auf mir lastete, wird man nicht urteilen, dass ich einer ungebührlichen Selbstäuschung unterliege, wenn ich so weit gehe zu meinen, dass ich vielleicht in Anbetracht aller Umstände zumindest in einem gewissen bescheidenen Maße eine „Würde“ zu erkennen gab, die einem Manne wie [*dem berühmten Butler*] Mr Marshall – oder, wenn man will, meinem Vater angestanden hätte. Jawohl, warum sollte ich es leugnen? Bei all den traurigen Assoziationen: Sooft ich mir heute diesen Abend in Erinnerung rufe, stelle ich fest, dass ich es mit einem entschiedenen Gefühl des Triumphes tue.

Warum triumphiert Stevens letztlich so sehr? Tut er es zu Recht?

Es geht nicht nur um die außerordentliche organisatorische Leistung, sondern darum, dass Stevens das „professionelle Wesen“ nicht verlassen hat, obwohl er von starken Emotionen heimgesucht war – er hat seinen Vater als vorbildlichen Butler sehr verehrt, und seine innere Bewegung sehen ihm ja mindestens zwei von den Anwesenden an. Deswegen kann er sagen, in dieser Situation sei er als Butler „mündig“, „erwachsen“ geworden. Hätte er diesen durchaus vorhandenen Emotionen nachgeben, sich dem sterbenden Vater mehr widmen und so eine Gefährdung des komplizierten Ablaufs in Kauf nehmen sollen? Darüber mag man streiten; aber seine Schilderung der Veranstaltung mit den genüsslich ausgebreiteten komischen Aspekten und sein triumphales Resümee, bei dem der Tod des Vaters zu „traurigen Assoziationen“ schrumpft, lässt uns seine Fähigkeit, persönliche Gefühle hintanzustellen, doch eher als Deformation empfinden. Nicht einmal jetzt im erinnernden Rückblick ist er in der Lage, seine Gefühle auch nur zu artikulieren, geschweige denn, ihnen Bedeutung zuzubilligen.

Dem Arzt gegenüber, der ihm mit Benzin aushilft, findet Stevens eine merkwürdige Definition von Würde. Der hatte einmal geglaubt, der Sozialismus verleihe jedem Menschen Würde, aber das ist eine Weile her; jetzt fragt er Stevens, worin Würde seiner Meinung nach bestehe. Dieser formuliert nach einigem Zögern: „Seine Kleider nicht in der Öffentlichkeit ablegen“. Der Arzt kapiert das nicht und übergeht es; wir verstehen es.

Wir haben gehört, dass für Stevens zu einem großen Butler auch gehört, dass er in einem großen Hause dient, dass ihn ein Herr angestellt hat, der guten Dienst zu beurteilen vermag; es ist aber auch wichtig, dass der Arbeitgeber eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft hat und „am Fortschritt der Menschheit mitwirkt“, „die Sache der Menschlichkeit befördert“. So hat der Butler selbst zwar keinen direkten Einfluss auf den Weltlauf, er ist nur Diener, aber er wirkt „an der Nabe des großen Rades“. (Stellen wir uns vor, die Konferenz wäre chaotisch abgelaufen, dann hätte das schon politische Auswirkungen haben können.) In der Tat hatte Lord Darlington, bei dem Stevens nach zahlreichen Stellungswechseln 35 Jahre lang geblieben ist, politischen Gestaltungswillen; er hat zwar kein öffentliches Amt ausgeübt (von einer frühen Tätigkeit im Außenministerium abgesehen), aber die großen Entscheidungen fallen nach Stevens' Überzeugung nicht in Regierung und Parlament, sondern bei den privaten Diskussionen in den großen Häusern. (Man müsste sagen: Sie fielen – diese Art von großen Häusern gibt es ja 1956 nicht mehr.) – Es gab übrigens in England in der Tat solche Privathäuser, in denen sich Zirkel von erheblichem politischem Einfluss zusammenfanden, z.B. das Landhaus Cliveden ['klɪvdən] von Lady Astor ['æstə], in dem sich der „Cliveden Set“ traf, ein germanophiler Kreis, der die Appeasement-Politik Chamberlains stützte, wenn nicht hervorbrachte.

Darlingtons Motiv für seine politische Aktivität war ein moralisch-humanes: Er hatte nach dem ersten Weltkrieg Kontakt mit einem deutschen Offizier namens Bremann, den er nicht mehr als Feind sah, sondern als Mitmenschen und Gentleman achtete; durch ihn lernte er bei Besuchen in Berlin das Elend der deutschen Bevölkerung kennen. Nachdem sich Bremann aus Verzweiflung über seine und seines Vaterlands Lage umgebracht hatte, entschloss sich Darlington, auf eine Milderung des Vertrags von Versailles hinzuwirken, dessen Härte dieses Elend verursacht hatte. Das war die Absicht, die zu der Einberufung der erwähnten Konferenz von 1923 führte, und wirklich waren sich die Teilnehmer am Ende einig (selbst der gefürchtete Franzose – der mit den Fußschmerzen), dass sie alle, jeder nach seinen Möglichkeiten, gegen die Unversöhnlichkeit der französischen Regierung für eine Revision von Versailles werben wollten. Wasser in den Wein goss nur der amerikanische Gast, den Stevens als bösen Buben der Konferenz darstellt: Der bezeichnet die Konferenzteilnehmer als hoffnungslose Dilettanten (was dem Leser sicherlich plausibler erscheint als dem referierenden Stevens).

Nach 1933 gerät Darlington dann in ein bedenkliches Fahrwasser. Aus seiner human motivierten Deutschfreundlichkeit gleitet er in den Zeiten der Appeasement-Politik (d.h. der Bereitschaft, Hitler große Zugeständnisse zu machen, um ihn ruhig zu halten) hinüber zu einer echten Annäherung an das faschistische Deutschland. Er hat Kontakte zu den Schwarzhemden Mosleys, zu einer britisch-faschistischen Organisation (mit Rücksicht auf die neuen Freunde stellt er u.a. alle Spenden an jüdische karitative Organisationen ein), und er führt in seinem Hause englische Politiker mit deutschen NS-Repräsentanten zu geheimen Gesprächen zusammen. Nach etwa einem Jahr wird ihm zwar klar, dass dies ein Irrweg war, er erkennt allmählich den wahren Charakter des Nationalsozialismus, aber diese Phase hat sein Bild in der Öffentlichkeit geprägt. Nach dem Krieg ist er verfemt, eine Zeitung hat sich auf ihn eingeschossen, eine Verleumdungsklage Darlingtons gegen das

Blatt hat keinen Erfolg. Das bricht ihm vollends das Herz, er altert rasch, 1953 stirbt er. Jetzt wissen wir also, warum Stevens so neugierig nach Darlington gefragt wird und warum er mehrfach leugnet, bei ihm gedient zu haben. Er verteidigt die damalige Verirrung nicht, die Zeit habe gezeigt, so formuliert er es, dass Darlingtons Bemühungen fehlgeleitet, ja, töricht waren, er habe, wie mehr als einmal gesagt wird, „den Boden unter den Füßen verloren“; es habe sich im Nachhinein herausgestellt, dass sein Leben und Werk bestenfalls als „traurige Verschwendungen“ erscheinen, aber Stevens hat keine Lust, über seinen guten und loyalen Dienst mit den Besserwissern von heute zu diskutieren.

Was hatte er als Butler mit dieser politischen Entwicklung seines Herrn zu tun? Als er sich einmal selbstgefällig daran erinnert, wie überschwänglich er früher für sein phantastisch geputztes Silber gelobt worden ist (jetzt bei Farraday passieren ihm da Patzer), kommt er auf einen Abend zu sprechen, an dem der Außenpolitiker (und spätere Außenminister) Lord Halifax sehr angespannt und misstrauisch in Darlington Hall eintrifft, eingeladen zu einem informellen Gespräch in kleinem Kreis. Der Anblick des legendären Silbers euphorisiert ihn aber dermaßen, dass er ermuntert in das Gespräch geht und dieses doch zu einem Erfolg wird. Das Besondere an diesem Triumph: Der Gesprächspartner war Ribbentrop, der Außenminister Hitlers. Stevens lässt sich dadurch den Stolz auf die Wirkung seiner Künste nicht verderben: Ribbentrop sei in den 30er Jahren in der englischen Oberschicht sehr akzeptiert gewesen, viele Ladies – und Lords – seien geradezu verliebt in ihn gewesen, was heute niemand mehr wahrhaben wolle. So hat also der Domestike geholfen, an dem großen Rad der Geschichte zu drehen – dass die Richtung falsch war, kann man ihm nicht vorwerfen. (Übrigens „verschwätzt“ sich Stevens hier in der Begeisterung über die Wirkung seines Silbers: Er lässt erkennen, dass Halifax sich eigentlich nicht mit dem NS-Repräsentanten treffen wollte und nur von Darlington dazu gedrängt wurde – dieser war also nicht einfach das passive Opfer, als das ihn Stevens darstellt.) Bei einem anderen Treffen mit Ribbentrop, an dem sogar der Premierminister teilnimmt, sitzt der Patensohn Darlingtons (der unaufgeklärte Heiratskandidat), der inzwischen ein kritischer Zeitungskolumnist geworden ist, in der Bibliothek und lässt sich von Stevens einen Brandy nach dem anderen servieren – er hält für verhängnisvoll, was da im Salon ausgehandelt wird (es geht um einen Besuch des Premiers bei Hitler), er darf aber nicht am Gespräch teilnehmen und ist von seinem Paten sogar zum Schweigen verpflichtet worden. Er fleht Stevens geradezu um Verständnis für seine Verzweiflung an, aber für den ist klar: Auch falls ihn die Sache interessieren sollte, so darf er sein Interesse nicht zeigen. Er darf nur am Ende den besten Port aus dem Keller holen, damit die Herren auf die erzielte Einigung anstoßen können.

Unmittelbarer einbezogen ist Stevens, als Darlington anordnet, dass die beiden jüdischen Zimmermädchen, die es auf Darlington Hall gibt, entlassen werden – er bedaure das (Darlington hat in der Tat bisher keinerlei Anzeichen von Antisemitismus gezeigt), aber es sei unumgänglich im Interesse von „Sicherheit und Wohlbefinden“ seiner Gäste (ganz bestimmter Gäste natürlich). Stevens Inneres sträubt sich dagegen, so teilt er uns mit, aber er erklärt Miss Kenton, die temperamentvoll dagegen opponiert, Darlington habe entschieden, und jetzt müsse es „mit Würde“ (d.h. unter Hintanstellung eigener Einstellungen und Gefühle) durchgeführt werden. Ein Jahr später dann, als Darlington die Verbindungen zu

den Anglofaschisten gekappt hat, spricht er Stevens auf die Entlassungen an und erklärt sie unumwunden als Fehler, gibt sogar den Auftrag, die Mädchen aufzuspüren und zu entschädigen (offenbar ohne Erfolg). Auf diese Kehrtwende hin kommt zu einem langen Gespräch zwischen Stevens und Miss Kenton, die eigentlich wegen des Rauswurfs der jüdischen Mädchen hatte kündigen wollen und nur durch äußere Umstände daran gehindert worden war.

### Text 3

„Ich dachte nur, es würde Sie interessieren, Miss Kenton [*nämlich: Darlingtons Neubewertung der Entlassungen als „fürchterliches Missverständnis“*], da ich mich erinnere, dass Sie durch den Vorfall ebenso betroffen waren wie ich.“

[...]

[*Kenton.*] „Wie ich mich erinnere, dachten Sie, dass es nur recht und billig war, dass Ruth und Sarah rausgeschmissen wurden. Sie freuten sich geradezu darüber.“

„Aber wirklich, Miss Kenton, das ist völlig unzutreffend und unfair. Die ganze Geschichte hat mir großen Kummer gemacht, großen Kummer.“

„Warum, Mr Stevens, haben Sie mir das dann nicht gesagt, damals?“

Ich lachte auf, aber für einen Augenblick wusste ich nicht recht, was ich antworten sollte. [...]

„Ist Ihnen nicht klar, Mr Stevens, wie viel es für mich bedeutet hätte, wenn Sie letztes Jahr daran gedacht hätten, Ihre Gefühle mit mir zu teilen? [...] Warum, Mr Stevens, warum, warum, warum müssen Sie sich immer *verstellen*?“

[...]

„Wirklich, Miss Kenton“, sagte ich, „ich fürchte, ich weiß nicht recht, was Sie meinen. Verstellen? [...] Natürlich missbilligte man die Entlassungen. Man dachte, das sei selbstverständlich.“

Das ständige Verbergen der persönlichen Einstellung bezeichnet Miss Kenton als *pretend*, sich verstellen, etwas vortäuschen, vormachen. Stevens hat Mühe, seine damalige Zurückhaltung zu rechtfertigen, sie ist ihm zur zweiten Natur geworden. Und als er schließlich seine Missbilligung dann doch eindeutig ausdrückt, sagt er nicht „*ich* war dagegen“, sondern „*man*“, so schwer fällt es ihm, sich zu öffnen, sich als Person aus dem Panzer des „professionellen Wesens“ herauszuwagen.

Über seine eigene politische Einstellung erfahren wir etwas aus einer letzten Episode zu diesem Komplex: Ungefähr 1935 wird Stevens spät in der Nacht in den Salon gerufen, wo Darlington und drei Gäste sich noch unterhalten, und wird, reichlich von oben herab, aufgefordert, einige Fragen zu beantworten. Die erste lautet: „Glauben Sie, die Schuldensitu-

tion bezüglich Amerika ist ein wesentlicher Faktor für das gegenwärtige niedrige Handelsniveau?“, die anderen sind von ähnlichem Kaliber. Stevens kann dazu natürlich nichts beitragen, und das nehmen die gutgelaunten Herren als Beleg dafür, dass es Unsinn ist, in dieser kompliziert gewordenen Welt das Volk in demokratischen Wahlen irgendetwas entscheiden zu lassen – nur eine starke Führerschaft wie in Italien oder Deutschland garantie-re heutzutage noch Handlungsfähigkeit. Darlington entschuldigt sich später bei seinem Butler dafür, dass er so lächerlich gemacht wurde, aber der hält das gar nicht für nötig: erstens war er auch dabei gern zu Diensten, seine Loyalität geht so weit, dass er sich, wenn gewünscht, auch als Ignorant aus dem Volk vorführen lässt; zweitens aber entsprechen die Schlussfolgerungen letztlich seiner eigenen Sicht [(bis in die Gegenwart, obwohl das heute, 1956, nicht mehr so gerne gehört wird)] – man muss die Leute entscheiden lassen, die etwas verstehen, und ihnen mit besten Diensten bei ihrer schweren Aufgabe zur Seite stehen.

An diese Szene aus den 30er Jahren erinnert sich Stevens, als in der Dörfllerrunde in dem Privathaus, in dem er wegen des leeren Tanks übernachtet, ein Harry Smith das Wort nimmt (ein Mann, der im Dorf politische Basisarbeit für einen Abgeordneten leistet, von den anderen am Tisch wenig ernst genommen, eher belächelt als sympathischer Eiferer). Sein Credo lautet: Jeder Mensch hat das Recht auf freie Meinung, jeder hat schließlich das Wahlrecht, und das verleiht jedem Einzelnen „Würde“, nicht nur denen da oben; jeder Einzelne muss „starke Meinungen“ haben. Diesem Bekenntnis zu demokratischen Werten kann Stevens nicht beipflichten. Obwohl sein Konzept sich nicht bewährt hat, weder im persönlichen Bereich (Darlington, an den er sich bewusst gebunden hat, hat sich missbrauchen lassen, hat ein klägliches Ende erlebt) noch im Großen (der Autoritarismus hat sich in Deutschland auf grauenhafte Weise entlarvt), bleibt er irgendwie bei seiner Vorstellung, der kleine Mann dürfe sich nicht einbilden, Bescheid zu wissen, sondern müsse denen, die Bescheid wissen, loyale Dienste leisten. Wer gegenwärtig für ihn eine solche Führungsper-son ist (der Ami Farraday etwa?), wird nicht gesagt.

Jetzt ziehen wir den letzten Faden aus dem kunstvollen Geflecht, das uns das Tagebuch vorlegt, vielleicht den wichtigsten und den, der sich dem Leser am wenigsten deutlich präsentiert: Stevens‘ Beziehung zu Miss Kenton. Dass wir keine heißen Liebesbeteuerungen erwarten dürfen, ist uns nach dem Bisherigen klar. Miss Kenton ist, wie schon mitgeteilt, 1922 als junge Frau nach Darlington Hall gekommen, verschafft sich aber als ausgezeichne-te Fachkraft und selbstbewusste, ehrgeizige Person rasch Autorität, verhandelt mit dem Butler auf Augenhöhe, und die beiden Profis arbeiten im Prinzip hervorragend zusammen. Auch Kenton hat den beruflichen Erfolg mehr im Auge als private Beziehungen; als eine vielversprechende Mitarbeiterin namens Lisa mit dem zweiten Footman abhaut, um zu heiraten, und in einem Brief bekennt, wenn man liebe, sei alles andere zweitrangig, ist Kenton genauso enttäuscht über diese romatischen Anwandlungen wie Stevens: Das Mäd-chen hätte Karriere machen können! – Über Miss Kentons Äußereres erfahren wir aus den Erinnerungen rein gar nichts, es sei denn, wir nehmen folgende Stelle als eine Art Kompli-ment:

#### Text 4

Ich kann mich genau erinnern, wie ich zum zweiten Treppenabsatz hinaufging und vor mir eine Reihe von orangenen Strahlenbündeln von der untergehenden Sonne sah, die immer dort, wo die Gästezimmertüren halb offen standen, den Dämmer des Korridors durchbrachen. Und als ich an diesen Zimmern vorbeiging, hatte ich durch eine Türöffnung Miss Kentons Gestalt, als Silhouette gegen ein Fenster, gesehen. Sie drehte sich um und sagte leise: „Mr Stevens, wenn Sie einen Moment Zeit hätten.“ [...] Unten liegen die Schatten der Pappeln quer über den Rasen.

Dieselbe Erinnerung wird mit ähnlichen Worten noch ein zweites Mal wiedergegeben, und auch in dem Brief von Miss Kenton, der die Reise und das Zurückdenken an die alten Zeiten ausgelöst hat, wird auf diesen offenbar sehr gefühlsintensiven Moment angespielt. War das der Augenblick, als der Funke übersprang? Wenn das so ist, kann man Stevens jedenfalls nicht vorwerfen, dass seine Wiedergabe zu feurig ausgefallen ist. Bei dem Blick aus dem Fenster geht es im Übrigen um Stevens' Vater, der unten an der Stelle, wo er gestürzt ist, die unebenen Stufen studiert. Wegen des Vaters gibt es zwischen Stevens und der Wirtschafterin Krach (sie schreien sich geradezu an), weil sie ihn als Diener niederen Rangs mit dem Vornamen anreden will und die Fehler, die er macht, ernster nimmt als Stevens junior. Dass Kenton beim Tod des Alten die Rolle des Sohns übernimmt, haben wir schon gehört; aber als sie diesem die Todesnachricht überbringt, heißt es: „Sie senkte für einen Moment den Kopf, und ein Schluchzer entslüpfte ihr. Aber fast unmittelbar gewann sie ihre Haltung wieder.“ Sie geht also, was die sogenannte „Würde“ betrifft, nicht so weit wie der Butler, ist aber auch nicht Welten von ihm entfernt.

Zweimal macht sie einen Anlauf zu einer gewissen Annäherung. Einmal bringt sie ihm unaufgefordert eine Vase mit Blumen auf sein Zimmer, um diese „Gefängniszelle“, wie sie es später einmal nennt, „ein wenig freundlicher zu machen“, und bietet ihm an, noch ein paar Ableger zu besorgen. Stevens ist äußerst reserviert, akzeptiert die Vase gerade noch, verbittet sich aber weitere Ablenkung in diesem Raum, der für konzentrierte Arbeit bestimmt ist. Und dann beginnt er eine gereizte Kontroverse wegen der Anrede für den Vater. Was ist ihm so zuwider? Mehr der fremdartige Gedanke, dass er es auch selbst einmal schön haben soll (und nicht nur dafür sorgen, dass die Gäste es schön haben), oder mehr der über das Dienstliche hinausgehende Kontakt? In der Folge gibt es zwar bei den „Kakaoabenden“ der beiden, an denen sie die dienstlichen Belange besprechen, auch gelegentlich persönlichere Momente (die Stevens in seinem Bericht offensichtlich herunterspielt), Kenton unterstellt z.B. Stevens ironisch, er habe wohl etwas gegen hübsche Mädchen im Personal, die ihn ablenken könnten – anscheinend sei er doch „Fleisch und Blut“. Das lässt Stevens noch zu. Aber dann kommt es zu einer „Wende“, wie Stevens im Rückblick erkennt. Kenton kommt ungerufen in sein Zimmer, als er gerade ein Buch liest – einen Liebesroman, wie sie zur Unterhaltung der Gäste in der Bibliothek zu finden sind. Während

wir ahnen, dass er auf diese Weise eine gewisse Kompensation für sein fehlendes Liebesleben findet (er ist eben doch „Fleisch und Blut“), betont er in seinem Bericht, die blödsinige Handlung sei ihm völlig gleichgültig gewesen, ihm sei es um die eleganten Dialoge gegangen, die zur Verbesserung seiner eigenen Sprache beigetragen hätten (also zu einem dienstlichen Zweck). Verständlich aber, dass er Miss Kenton auf ihre Nachfrage nicht verraten will, was er liest, gerade Miss Kenton nicht, sie gibt aber nicht nach und greift nach dem Buch, es kommt zu einer Art von Gerangel, also zu Körperkontakt, sie bleiben einen Moment in einer verqueren Körperhaltung stehen, und dann wirft er sie aus dem Zimmer. Seine Würde als Butler wäre dahin, würde er einen solchen Vorgang, einen Eingriff in seine Privatsphäre, dulden. Wir deuten: Die latente erotische Beziehung wird nicht offen angeprochen oder ausgeübt, sondern führt zu einem grotesken Eklat. Die komische Position am Ende der Attacke zeigt die Verkrampftheit, die Unnatürlichkeit, mit der Stevens und in gewissem Maße auch Kenton auf die gegenseitige Anziehung reagieren. Mit diesem Vorfall ändert sich die Beziehung grundlegend, die beiden geraten auf eine andere „Seinsebene“. Die Arbeitstreffen werden auf Stevens Initiative eingestellt, Miss Kenton nimmt jetzt die ihr zustehenden freien Tage in Anspruch, auf die sie bisher, wie Stevens selbst, verzichtet hatte (bis auf ganz seltene Ausnahmen zum Besuch ihrer Tante), sie lernt jemanden kennen (einen gescheiterten Butler, jetzt Angestellter), nimmt seinen Heiratsantrag an und zieht mit ihm nach Cornwall. Sie gibt also auf das Zerwürfnis mit Stevens hin ihren Lebensentwurf auf und macht das, was sie bei der hübschen Lisa so verächtlich fand (nur dass bei ihr keine Liebe dabei ist). Es wirkt auf den Leser wie der Austritt einer Klosterfrau aus ihrem Orden.

Der Abschied ist unschön. Seine Gratulation zur bevorstehenden Hochzeit und die Abschiedsworte nach so langen Jahren geraten extremdürftig, was sie verletzt (er hat natürlich aus dienstlichen Gründen keine Zeit für weitere Worte, der Premierminister ist im Hause), sie rächt sich, indem sie erzählt, wie sie bei ihrem Verlobten die Ansprachen von Stevens ans Personal nachmacht und sie beide herzlich darüber lachen. Danach hört er, als er an ihrem Zimmer vorbeihastet, dass sie drinnen weint. Lange steht er vor der Tür, aber er klopft nicht an. Er selbst wird vom Patensohn Darlings, der in der Bibliothek säuft, gefragt: „Geht's Ihnen gut? Fehlt Ihnen nichts, sagen Sie?“ Wieder wird seine emotionale Lage durch den Kommentar eines anderen enthüllt: Auch ihm ist zum Weinen. Und wieder ein Abend wie beim Abschlussdinner jener Konferenz: ein professioneller Triumph – er meistert das Treffen des Premierministers und seiner Entourage mit Ribbentrop glanzvoll –, bei dem er von einem persönlichen Kummer gequält wird und diesen einfach wegdrückt.

Eine merkwürdige Episode bleibt noch nachzutragen: Stevens ist dabei, wie Miss Kenton die Nachricht bekommt, dass ihre Tante, die einzige Angehörige, eine Art Mutterersatz, gestorben ist. Er versäumt es, sofort zu kondolieren, will das nachholen, überlegt sich angemessene Formulierungen, sucht sie eigens dazu auf, aber dann beginnt er statt der Beileidsbekundung irgendwelche Kritik vorzubringen und steigert sich immer mehr in einen beckmesserischen Rundumschlag hinein. Das Beileid, das er doch schon bei sich formuliert hat, wird nicht ausgesprochen. Offenbar ist eine innere Sperre wirksam, die ihm nicht erlaubt, ihr die angebrachte Zuwendung zuteil werden zu lassen; und der Ärger über dieses

eigene Versagen, so darf man annehmen, lässt ihn immer unwirscher, ja, geradezu widerlich werden.

Und jetzt soll Stevens sie, die zwanzig Jahre lang „seine Erinnerung bewohnt“ hat, wiedersehen. Das Zusammentreffen in einem Hotel ist förmlich. Mrs Benn (so muss er sie anreden, obwohl er sie außerhalb des Dialogs auch jetzt noch Miss Kenton nennt) ist natürlich nicht mehr dieselbe; die jetzt wohl etwa 54 Jahre alte Frau ist zwar immer noch schlank und von einer irgendwie keck wirkenden Körperhaltung (von beidem hören wir erst jetzt), aber sie wirkt langsamer, müde, der lebhafte „Funke“ ist weg (oder bildet er sich das nur ein?). Das zweistündige Gespräch ist eher belanglos, erst an der Bushaltestelle, zu der Stevens sie wegen des Regens in seinem Ford bringt, im letzten Moment, findet Kenton auf Stevens ernsthafte Nachfrage nach ihrem Ergehen offene Worte. Blickkontakt haben die beiden dabei nicht – Stevens muss ja schauen, ob der Bus kommt, und er dreht ihr so den Rücken zu. (Das war schon einmal bei einem persönlich-offenen Gespräch so: als es im Nachhinein um die Entlassung der jüdischen Mädchen ging.) Ja, sie ist damals von Darlington Hall weggegangen, um Stevens eins auszuwischen. Ja, sie war lange sehr unglücklich. Aber inzwischen hat sie gelernt, ihren Mann zu lieben. Ihre Tochter wird ihr bald ein Enkelkind schenken, worauf sie sich freut. An eine Rückkehr in die frühere Stellung ist so natürlich nicht zu denken. Und dass sie schon dreimal für ein paar Tage von zu Hause ausgebüxt ist? Es gibt eben Momente – hören wir sie selbst:

#### **Text 5**

„Das heißt natürlich nicht, dass es nicht manchmal Phasen gibt – besonders trostlose Phasen –, wo man bei sich denkt: „Was für einen schrecklichen Fehler habe ich mit meinem Leben gemacht!“ Und man fängt an, über ein anderes Leben nachzudenken, ein *besseres* Leben, das man hätte haben können. Zum Beispiel fange ich an, über ein Leben nachzudenken, das ich mit Ihnen, Mr Stevens, hätte führen können. Und das sind vermutlich die Momente, wo ich mich über irgendeine Kleinigkeit ärgere und wegrenne. Aber jedes Mal, wenn ich das mache, wird mir bald klar – der Platz, wo ich hingehöre, ist der bei meinem Mann.“

Das ist das einzige Mal im ganzen Buch, dass eine Beziehung, sogar die Möglichkeit einer Lebensgemeinschaft zwischen den beiden angesprochen wird! Aber das erfolgt zu einem Zeitpunkt, wo nur die Feststellung bleibt: Es ist zu spät, man kann die Zeit nicht zurückdrehen. Und einmalig ist auch die Offenheit, mit der Stevens die Wirkung dieser Worte auf sich eingesteht: Er brauchte ein paar Momente, um Kentons Worte zu „verdauen“, sagt er, sie verursachten bei ihm „ein gewisses Maß an Betrübnis.“ Und er fährt fort: „In der Tat – warum sollte ich es nicht zugeben? – in diesem Moment brach mir das Herz.“<sup>Anm. 2</sup> Jetzt erst wissen wir sicher, dass wir zu Recht eine unausgesprochene, ja, unterdrückte Liebesbeziehung zwischen den beiden angenommen haben! Schon im nächsten Augenblick allerdings hat sich Stevens wieder in der Hand. Es gibt noch herzliche Wünsche für den Rest des

Lebens, sie hat Tränen in den Augen, am Ende steht ein förmliches: „Hat mich sehr gefreut, Sie wiederzusehen.“ Der Bus fährt ab.

Wie geht es weiter für Stevens? Er hat auf der kleinen Reise durch Reflexion und verschiedene Begegnungen erkannt, dass die Zeit des Butlerums, der „großen“ Diener mit „Würde“, vorbei ist – seine eigene Stellung ist eine Art künstliche Insel, und die ist am Bröckeln. Es ist ihm auch vollends klar geworden, dass er mit dem Versuch, durch seinen Dienst für den guten Darlington bei der Verbesserung der Welt ein wenig mitzuhelfen, gescheitert ist – Darlington ist noch nach seinem Tod verfemt, wobei der wenigstens für sein Unglück selber verantwortlich ist, anders als Stevens. Und jetzt ist ihm dazu noch bewusst geworden: Es hätte einen Weg zu persönlichem Glück mit einer geliebten, ebenbürtigen, geistig verwandten Frau gegeben, aber der ist dahin – jetzt kann sie ihm nicht einmal mehr dienstlich aus dem Engpass helfen. Einen ganzen Tag lang schreibt Stevens kein Wort in sein Tagebuch, erst am Abend des übernächsten notiert er die Begegnung.

Wir treffen ihn wieder in einem Seebad unter einfachen Leuten, die einfachen Freizeitvergnügungen nachgehen. Mit einem dieser Urlauber spricht er lange, auf einer Parkbank sitzend, einem ehemaligen „kleinen“ Butler. Als er diesem stolz die hohen Standards in den großen Häusern der alten Zeit schildert, tritt ihm auf einmal klar vor Augen, wie weit und rettungslos er von diesen inzwischen entfernt ist. (Jetzt redet er nicht mehr beschönigend von „kleinen Fehlern“.) Das ist der Moment, wo ihm der andere kumpelhaft ein Taschentuch anbietet – Stevens weint. (Nach der einmaligen Offenheit bei den letzten Worten von Kenton kommt jetzt wieder die alte Figur: Wir erfahren von den Emotionen Stevens' durch die Reaktionen der anderen.)

Aber jetzt kommt doch noch eine Art Wende. Der gutgelaunte Gesprächspartner hat schon vorher gesagt, der Abend sei für die meisten hier der beste Teil des Tages, weil nämlich die Beleuchtung des Piers eingeschaltet wird, und das überträgt er jetzt auf das Leben: Er selbst sei seit Beginn seines Ruhestands „fröhlich wie eine Lerche“, auch Stevens solle das Grübeln und Zurückdenken bleiben lassen und, wie alle anderen hier auch, aus dem, was vom Tage noch übrig bleibe (wir hören den Titel des Romans heraus), das Beste machen. Da nimmt sich Stevens vor, diesem Rat zu folgen. Seine Neuorientierung hört sich allerdings so an:

### **Text 6**

Was hat es für einen Sinn, sich zu sehr darüber zu grämen, was man hätte tun oder nicht tun können, um den Lauf des eigenen Lebens zu kontrollieren? Es ist doch sicher ausreichend, wenn Leute wie du und ich wenigstens *versuchen*, einen kleinen Beitrag für etwas Rechtschaffenes und Achtbares zu leisten. Und wenn einige von uns bereit sind, für solche Ziele vieles im Leben zu opfern, dann ist das gewiss – egal, was dabei herauskommt – ein Grund, stolz und zufrieden zu sein.

Eine wirkliche Neuorientierung ist das nicht. Er spricht, kurz vorher, sogar immer noch von der „Nabe des Weltrads“, an der die großen Gentlemen sitzen, die man eben nur durch seine guten Dienste unterstützen kann. Immer noch also schwebt ihm der „kleine Beitrag für etwas Rechtschaffenes und Achtbares“ vor, nur reicht ihm jetzt der Versuch – wenn er danebengeht, kann ein kleiner Mann wie er ja nichts dafür. Und sogar dass er die vorhandene Chance zu einer echten Beziehung nicht ergriffen hat (was ihm zwei Tage zuvor noch das Herz brach), wird gerechtfertigt: als Opfer für den Versuch, seinen kleinen Beitrag zu leisten, ein Opfer, auf das er stolz sein kann. So ist er, zumindest momentan, mit seinem Schicksal irgendwie versöhnt.

Wie kann er den Abend des Lebens, den „Rest des Tages“ zufriedenstellend verbringen, vielleicht zum schönsten Teil des Lebens machen? Er ist erstaunt, wie die Menschen um ihn beim Aufleuchten der Lichter jubeln und wie unter bisher ganz Fremden eine plötzliche Wärme entsteht, etwas, was Stevens nicht kennt. (Allenfalls mit Kollegen, mit denen er über das Butlerwesen diskutiert hat, scheint er eine gewisse Nähe gespürt zu haben – allerdings blieb man da immer bei der Anrede „Mr Graham“ o.ä.) Das wesentliche Bindemittel bei diesen spontan gebildeten Urlaubergruppen scheint das scherzhafte Plaudern, das gutgelaunte Geplänkel zu sein, das er überall hört. (Für das Wort „bantering“, das in unserem Roman eine große Rolle spielt, gibt es kaum ein schlagendes deutsches Äquivalent. Vielleicht frotzeln? Humoriger Umgangston?) Und so nimmt Stevens sich vor: Er will, nach dem missglückten Versuch, von dem wir gehört haben, dieses Geplänkel, in dem „der Schlüssel zu menschlicher Wärme“ zu liegen scheint, erneut und planmäßig üben; das ist ja wohl auch etwas, worauf der Arbeitgeber bei seinem Butler einen berechtigten Anspruch hat, und so hofft er, bis Farraday aus den USA zurück ist, gute Fortschritte gemacht zu haben.

Der Leser wird sich, sofern er nicht, glücklich über das Happy End, das Buch zuklappt, überlegen, wie die Aussichten für Stevens zu bewerten sind. Dass er das „Plänkeln“ sogleich als dienstliche Pflicht auffasst und sich systematische Übungen vornimmt, verheißt für sein Vorhaben nichts Gutes. Wird der stets beherrschte Butler, dessen Würde darin besteht, dass man ihm selbst erschütternde Emotionen nicht anmerkt, trotz alledem jetzt eine gewisse Lockerheit erwerben? Wird er „menschliche Wärme“ spüren (von wem)? Wird er in die alte Routine zurückfallen? Wird er sich ohne Beschönigung darüber klar werden, dass es ihm nicht möglich ist, mit fortschreitendem Alter und ohne hinreichend zahlreiches und fähiges Personal die Mindeststandards aufrechtzuerhalten, die für ihn unabdingbar sind, und wird er darüber verzweifeln? Wird er die Lebensenttäuschungen, die sich mit den Namen Darlington und Kenton verbinden, überwinden? Das Ende erscheint offen. Wir können Stevens nur alles Gute wünschen.

\*\*\*

*In der abschließenden Diskussion wurde zur Sprache gebracht, dass die Beherrschung der eigenen Emotionen, das Verbergen der Affekte, das von Stevens so extrem angestrebt und verwirklicht wird, als „typisch englische Art“ gilt. (Richtiger wäre wohl: „für die englische*

*Oberschicht typische Eigenart“.) Diese Zuordnung bestätigt Stevens ja auch, indem er nicht-englischen (kontinentalen oder „keltischen“) Personen die Fähigkeit dazu abspricht. Wenn nun die Affektunterdrückung in der Art, wie sie bei Stevens ausgeprägt ist, vom Leser als übertrieben und verhängnisvoll verurteilt wird, kann er das Buch als kritische Abrechnung mit der englischen Gesellschaft (jedenfalls der der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg) in ihrem Streben nach Reserviertheit, Diskretion, unbedingter Loyalität sehen, zumal auch die dargestellten bzw. in Erinnerung gerufenen politischen Vorgänge diese Epoche nicht im besten Licht erscheinen lassen. Erwogen wurde weiter, ob in diese Kritik auch das japanische Heimatland des Autors einbezogen sein könnte, in dem es ebenfalls das Ideal der strengen Affektbeherrschung zu geben scheint. (Man denke an das Ostasien-Klischee vom „Land des Lächelns“: „Doch wie's da drin aussieht, geht niemand was an“.) Über die Zukunftsaussichten Stevens' waren die Meinungen geteilt. Während überwiegend der Optimismus Stevens' als erkennbar illusionär beurteilt wurde, gab es auch den Hinweis auf den Titel des Buches, der einen zumindest passablen Ausgang anzudeuten scheint. (In der Verfilmung wird eindeutig eine positive Erwartung für Stevens' „Tagesrest“ vermittelt.)*

**Anm.1:** Herr Ludwig macht per Mail darauf aufmerksam, dass es auch heute noch Butler gibt, dass der Butler-Beruf sogar eine Renaissance erlebt hat: Wie die „Zeit“ berichtete, gibt es Butler-Schulen u.a. in London und Amsterdam, dienen Butler in Luxushotels, Botschaften und Privathaushalten (z.B. bei Herrn Grupp von Trigema). Von den Butlern der klassischen Zeit in den großen Herrenhäusern dürften sich die heute in eigenen Anstalten ausgebildeten aber wesentlich unterscheiden.

Hinweisen kann man auch darauf, dass das Milieu der Herrenhäuser und Domestiken in unserer Zeit durch einige populäre TV-Serien zur Anschauung gebracht wurde.

**Anm.2:** Frau Alber-Bussas, die schon am Abend selbst mitgeteilt hatte, dass die exzeptionelle Offenbarung Stevens', sein Herz sei gebrochen, erst spät in den Romantext eingefügt wurde, hat mir ihre Quelle zukommen lassen: die Nobelpreisrede Ishiguros. Ich zitiere (auf Deutsch) die entscheidende Passage: Der Autor hörte die Ballade „Ruby's Arms“ von Tom Waits „über einen Mann [...], welcher seine Geliebte, die noch schlafend im Bett liegt, verlässt [...], vorgetragen mit der Stimme eines grobschlächtigen amerikanischen Tramps, dem es völlig fremd ist, seine Gefühle zu offenbaren. Und dann kommt ein Moment, mitten in dem Song [2. Strophe, Z.2], wo der Sänger uns sagt, sein Herz sei dabei, zu brechen. Der Moment bewegt einen in fast unerträglicher Weise wegen der Spannung zwischen dem Gefühl selbst und dem ungeheuren Widerstand, den der Sänger offensichtlich überwinden muss, um es auszusprechen. [...] Als ich Tom Waits anhörte, wurde mir klar, was ich [im Romantext] noch machen musste. Ich hatte mich irgendwann, ohne darüber nachzudenken, entschlossen, dass mein englischer Butler seine emotionale Abwehrhaltung [...] bis zum Ende beibehalten würde. Jetzt sah ich, dass ich diese Entscheidung rückgängig machen musste. Nur für einen Moment [...] musste seine Rüstung einen Sprung bekommen.“